

Im Brennpunkt

Beizensterben im Tal

■ Strukturwandel in der heimischen Gastronomie

Am 1. Mai 2011 ist das Hotel Tell geschlossen worden. Erst durch die Schliessung ist richtig zu Tage getreten, wie sehr im Tal ein Mittelklassehotel fehlt, das 20 bis 30 Gäste aufzunehmen vermag. Mit der Schliessung des Restaurants Sonne und dem noch sporadisch geöffneten Restaurant Pragelpass, muss man sich fragen: Ist die Gastronomie im Tal in der Krise?

Walter Gwerder

Die Gastronomie vor 50 Jahren

Noch vor 50 Jahren wurden im Tal 25 Gasthäuser, Restaurants und Wirtschaften aufgeführt. Fünf davon durfte man zu den Speiserestaurants zählen. Verschwunden sind seither die Gasthäuser/Restaurants Grünenwald, Ochsen, Krone, Rössli, Schwert und die Wirtschaft Gwerder. Das Hotel Tell, so hoffen wir, wird irgendwann wieder in neuem Glanz erstehen. Nur noch sporadisch geöffnet sind die Wirtschaft Gwerder, die Restaurants Schlüssel und zum Pragelpass. Vom «Beizensterben» oder Strukturwandel besonders stark betroffen ist das «Bödeli». Vom einstmaligen Drei-



Das Gasthaus zur Sonne, welches im Oktober dieses Jahres geschlossen wurde, blickt auf eine interessante Geschichte zurück.

gestirn Rössli, zur Sonne und Schlüssel ist zurzeit nur noch der Schlüssel übrig geblieben, der zudem auch nur noch abends geöffnet hat.

Zählen wir noch das Restaurant Schwert dazu, müssen wir in Hinterthal von einem regelrechten Aderlass sprechen. Natürlich kann man sagen, dass es dadurch die übrigen besser haben. Aber mit dem Verschwinden der sogenannten Dorfbeizen leidet auch das gesellschaftliche Dorfleben. Vergleichbar mit dem Verschwinden einer Bäckerei oder eines Lebensmittelladens verliert das Quartier an Lebensqua-

lität. In dieser Hinsicht steht unsere Gemeinde aber nicht alleine da. Dieselbe Entwicklung kann auch an anderen Orten beobachtet werden.

Der Strukturwandel in der Gastronomie

Es ist nun einmal offensichtlich, dass sich die Gastronomie im Tal in einem Strukturwandel befindet. Einiges verschwindet,

Die Geschichte des Gasthaus Sonne

Niemand hatte bisher diesem Haus ein hohes Alter zugesprochen, doch geht es bis ins Jahr 1718 zurück. 1891 wurde der heutige Bau von Maurus Betschart erstellt und er eröffnete auch die Wirtschaft «zur Sonne». Das Amtsblatt verzeichnet für das Wirtschaftspatent zur Sonne folgende Personen:

- -1903 bis 1918 Witwe Katharina Betschart-Föhn
- -1919 Josef Betschart
- -1920 bis 1921 Rosa Zürcher-Betschart
- -1922 Witwe Katharina Betschart-Föhn
- -1923 bis 1927 Paul Betschart
- -1928 bis 1953 Alois Imhof-Betschart, der «Hawysi»
- -1954 bis 1974 Xaver Inderbitzin-Inderbitzin
- -1974 bis 2012, Josef Inderbitzin-Suter

Quelle: A. Gwerder, LG Bd 2



Die Husky-Lodge im Winterzauber. Ein kleines, authentisches Dorf, als einmaliges Ferien- und Wohnerlebnis konzipiert.

Neues ist in den letzten Jahren entstanden. Zu nennen ist in diesem Zusammenhang die Husky-Lodge, das Valley Pub, das Café der Konditorei Schelbert, die Bergrestaurants Pragelpasshöhe, Sali und Liplisbüel, sowie die Alpwirtschaften im Roggenloch, auf Waldi, Goldplangg und Liplisbüel.

Mit Ausnahme des Gasthauses Krone, welches aus anderen Gründen geschlossen wurde, kann man daraus schliessen, dass es die sogenannten Dorf- oder Quartierbeizen sind, welche vom Strukturwandel besonders betroffen sind. Es sind also Restaurants und Wirtschaften, welche sich vorwiegend dem Getränkeausschank widmeten und dies oft auch nur als Zusatzverdienst. Nicht verschwiegen werden darf in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass es oft schwierig ist, eine Nachfolgeregelung oder einen Käufer zu finden. Das zudem die Gastronomie bei der Kreditvergabe der Banken nicht an oberster Stelle steht, ist der Sache auch nicht förderlich.

Veränderte Bedürfnisse

Es gibt jedoch auch Positives über die Gastronomie im Tal zu berichten. Viele haben sich den veränderten und gestiegenen Bedürfnissen der heutigen Zeit gestellt und bemühen sich mit innovativen Ideen den Gästen zu genügen. Zu erwähnen sind unter anderen, der Landgasthof Adler, der sich durch seine ausgezeichnete Küche

Das Restaurant Pragelpass, welches bis auf weiteres nur noch am Samstagnachmittag offen hat.

weit über das Tal hinaus einen Ruf geschaffen hat, oder das Gasthaus Schwarzenbach, welches sich in den letzten Jahren als besonders familienfreundlich positioniert ist. Die Besitzer dieser Gasthäuser haben aus dem Vorhandenen etwas geschaffen, mit innovativen Ideen, finanziellem und persönlichem Einsatz und Ausdauer.

Strukturwandel = neue Chancen

Zu einem Aushängeschild der besonderen Art hat sich in den letzten Jahren auch die Husky-Lodge entwickelt. Mit der in Blockbauweise errichteten Lodge, den darum herum gruppierten Gästehüttli und dem Husky-Gehege ist es der erlebniswelt muotathal gelungen, viele Einheimische und besonders auch auswärtige Gäste anzuziehen. Das Freizeitdörfli mit Campinganlage ist ein in seiner Art einzigartiges Erlebnisangebot. Inmitten der einmaligen Schlittenhundeanlage werden im Muotatal exklusive Übernachtungsmöglichkeiten mit professionellen Erlebnisprogrammen kombiniert. Mit sechs Vollzeitstellen und 30 Teilzeitbeschäftigten hat sich die erlebniswelt zu einem beachtlichen Arbeitgeber und damit zu einem wirtschaftlichen Faktor entwickelt. Damit ist aufgezeigt, dass die Gastronomie im Tal nicht gesamthaft in der Krise ist. Es findet ein Strukturwandel statt, wie übrigens auch in anderen Gewerbebereichen.

Die Geschichte des Gasthaus Pragelpass

Das Haus wurde 1899 von Fridolin Ulrich-Hediger, «ds Heichs Fritsch», erbaut.

- 1900 Wirtepatent zum Pragelpass
- 1928 bis 1942 Martin Schmidig-Suter, ab Klosterberg
- 1946 bis 1953 Emma Grätzer-Suter
- 1953 bis 1959 Karl Heinzer-Gisler
- 1959 bis 1980 Ersamus Betschart-Schelbert
- 1980 bis 2012 Lydia Betschart-Schelbert

Quelle: A. Gwerder, LG Bd 4

Gasthäuser, Restaurants und Wirtschaften vor 50 Jahren im Muotatal

Gasthaus Adler

Gasthaus Grünenwald

Gasthaus Hirschen

Gasthaus Höllgrotte

Gasthaus Krone

Gasthaus Ochsen

Gasthaus Post

Gasthaus Schönenboden

Gasthaus Tell

Gasthaus Alpenblick

Restaurant Fluhhof

Restaurant Kreuz

Restaurant Pragelpass

Restaurant Rössli

Restaurant Schwarzenbach

Restaurant Schwert

Restaurant Schlüssel

Restaurant Sonne

Restaurant Sternen

Restaurant Alpenrösli

Restaurant Schäfli

Restaurant Schützenhaus

Wirtschaft Bödeli

Wirtschaft Gwerder, Molkerei

Wirtschaft Gwerder, Fuhrhalterei

Impressum «Zirk»

Zeitung des Vereins Zukunft Muotathal www.zukunft-muotathal.ch

Erscheint vierteljährlich

Abonnement/Adressänderungen: Rösly Gasser Betschart

Wil 43, 6436 Muotathal

roesly-gasser@bluewin.ch

Zahlung: Raiffeisenbank Muotathal IBAN CH 32 8136 0000 0092 7548 9

«Verein Zukunft Muotathal»

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 25.-

Redaktion: Walter Gwerder Peter Betschart, Ueli Betschart,

Brigit Büchel, Konrad Bürgler,

Remy Föhn, Alois Gwerder. Manulea Hediger, Brigitte Imhof,

Walter Imhof

Die Verantwortung für die Artikel liegt bei den Autoren

Layout: Daniel Bürgler

Druck:

Bucher Druckmedien AG, Vitznau

Lektor: Peter Betschart

Wer Mitglied des Vereins Zukunft werden möchte, melde sich bei der

Redaktionsleitung:

Walter Gwerder, Marktstrasse 57 6436 Muotathal, Tel. 041 830 11 79 E-Mail: walter.gwerder7@bluewin.ch

Unsere Jungen im Tal

Die Muotathaler erobern die Schweiz

■ Junge Muotathaler Sport-Talente

Die Handballerinnen Marion Betschart und Yael Gwerder spielen in Zug und die Volleyballerinnen Sandra Affentranger und Eveline Imhof in Einsiedeln.

Eveline Imhof (ds Hofers) spielt seit vier Jahren beim VBC Einsiedeln, mit dem sie über 30 Matches pro Saison bestreitet.

Wie hat deine Volleyballkarriere angefangen? Da meine Mutter und meine Schwester Volleyball spielten, kam ich schon früh dazu. In der dritten Klasse habe ich dann mit ein paar Kolleginnen angefangen zu spielen.

Hast du neben deiner Arbeit im Spital Schwyz und deiner Weiterbildung zur Pflegefachperson noch Zeit für die Mannschaft? Es ist manchmal schon schwierig – vor allem, wenn ich Nachtschicht habe. Aber soweit es geht, hat das Volleyball Vorrang vor der Arbeit. Ich versuche die Arbeit auf den Spielplan abzustimmen und gebe dementsprechend frei ein oder tausche ab, wenn ein Match ansteht.

Du denkst also nicht daran aufzuhören?

Mein Ziel ist es, besser zu werden und weiter zu kommen. Aufhören ist für mich kein Thema! Volleyball ist für mich der perfekte



Für Eveline Imhof (ds Hofers) ist der Sport ein guter Ausgleich zum Beruf.



Yael Gwerder (ds Chrümmelers) möchte dieses Jahr mit der Nati A Schweizermeister werden.

Sport, um mich abzureagieren und abzulenken von der Arbeit und vom Alltag.

Was ist für dich das Spezielle am Volleyball?

Dieser Sport wird im Allgemeinen unterschätzt. Es geht nicht nur um Schnelligkeit oder Kraft, das Spiel ist eine Kopfsache. Konzentration ist extrem wichtig, denn anders als zum Beispiel beim Handball ist der Ballkontakt nur sehr kurz, wenige Sekunden sind entscheidend.

Was ist das Ziel für diese Saison?

Nachdem wir letztes Jahr abgestiegen sind, wollen wir diese Saison wieder in die 1. Liga aufsteigen. Bis jetzt haben wir alles gewonnen, es sieht also gut aus.

Yael Gwerder (ds Chrümmälers) spielt seit drei Jahren in der 1. Liga des LK Zug und in der U20-Nationalmannschaft, mit der sie schon in Deutschland, Serbien und Island gespielt hat.

Wie lange spielst du schon Handball?

Schon immer. Es hat mir von Anfang an gefallen. Durch meinen Vater bin ich dazu gekommen. Es hat für mich eigentlich nie eine andere Sportart gegeben. Ich habe eine zeitlang Volleyball gespielt, doch nur etwa ein Jahr. Handball gefiel mir dann doch besser.

Wie häufig trainierst du?

Ich trainiere fast jeden Tag. Zweimal pro Woche mit dem LK Zug, sonst im Muotatal in der Halle oder im Kraftraum.

Ist dein Engagement im Handball vereinbar mit der Schule und mit der Matura?

Um beidem gerecht zu werden, muss ich meine Zeit gut einteilen. Die Schule kommt aber immer an erster Stelle. Zum Beispiel, als meine Mannschaft kurz vor Weihnachten nach Tunesien reiste, konnte ich nicht mit – ich hatte keine Zeit wegen der Schule.

Auch wenn ich einmal bei einem Training fehlen muss, hat der Club dafür Verständnis. Die Schule kommt mir insofern entgegen, dass ich eine Dispens bekomme, wenn ich an einem Match im Ausland spiele.

Was sind deine Ziele im Handball?

Mein Ziel für diese Saison ist es, mit der Nati A Schweizermeister zu werden.

...und beruflich?

Ich habe noch keine konkreten Pläne. Nach dem «Kollegi» möchte ich erstmal ein Zwischenjahr machen, arbeiten und reisen, um besser Englisch zu lernen.

Handball scheint der Sport der Muotathaler zu sein. Warum? Liegt es am Fleiss? Am Trainer? Oder haben es die Thaler ganz einfach im Blut?

Ich denke, es liegt einerseits am starken Willen. Denn wer etwas wirklich will, der schafft es auch. Andererseits liegt es auch an der Natur der Muotathaler; im Handball ist es von Vorteil, wenn man etwas rauher ist und «cha härschtä».

Menschen aus dem Tal

Dem Jesuitenorden beigetreten

«Hundeners» Martin geht einen aussergewöhnlichen Weg

Martin Föhn, der zweitälteste Sohn von Alois und Marie-Theres Föhn-Annen (Hundeners Wisels) hat im Oktober 2012 nach zweijährigem Noviziat die Gelübde abgelegt und sich damit auf Lebzeiten dem Jesuitenorden angeschlossen. Was ist das? Was tut er da und warum? Welchen Weg ist er gegangen und was liegt noch vor ihm? Darüber habe ich mich, seine ehemalige Religionslehrerin der 5. und 6. Klasse, mit ihm etwa 4 Stunden unterhalten.

Brigitte Imhof



Martin wurde 1982 nach seinem Bruder Alexander in «Hundeners» Familie geboren. Es folgten noch die Geschwister Christian und Luzia. Martin erinnert sich, dass er als kleiner Knirps einmal im Stall seinen Wunsch, Priester zu werden, ausgesprochen hat. Wie er darauf gekommen ist, hat er allerdings keine Ahnung. Er sei sicher in katholischer Umgebung aufgewachsen und seine Grossmutter sei eine fromme Frau gewesen, bemerkt er. Dass ihn aber jemand darauf gebracht hätte, ist ihm nicht bewusst

In der Familie sei bekannt, dass sein Urgrossvater auf dem Weg war, ein Theologiestudium zu absolvieren, das er dann aber aus nervlichen Gründen aufgeben musste. Martin hat das mitbekommen und im Hinterkopf behalten, dass man damit auch überfordert sein könnte.

Auch wenn der Wunsch, etwas in diese Richtung anzustreben, immer wieder da gewesen sei und er immer wieder, auch während der Schulzeit, daran gedacht habe, diesen Weg zu gehen, sei es aber gar kein klares Ziel gewesen, worauf er sich hinbewegt hätte.

Zuerst kam es ganz anders

Als es in der Oberstufe um die Berufswahl ging, spürte Martin, dass sein Vater sich einen Bauern in der Familie wünschte. Und weil Martin gerne die Wünsche und Erwartungen der andern erfüllte und selbst nicht genau wusste, was er wollte, machte er die Ausbildung und den Abschluss als Landwirt, zuerst in Schwyz und später im



Der Muotathaler Jesuit Martin Föhn, der jetzt in München lebt.

Welschland. Als sein Bruder Christian dann aber Interesse zeigte, den elterlichen Bauernhof zu übernehmen, eröffneten sich für Martin andere Möglichkeiten. Es zog ihn in die Missionen. Vielleicht war das ja seine Berufung? Er machte ein viermonatiges Praktikum in Peru bei der Bethlehem Mission Immensee. Es zeigte sich aber, dass das auch nicht seinen Vorstellungen entsprach.

Die Suche geht weiter

Anschliessend betätigte er sich in Gelegenheitsjobs, arbeitete als Zimmermann und Schlosser. Dann hiess es Militärdienst leisten und dort wurde er zum Weitermachen zum Unteroffizier aufgeboten. Er hätte eigentlich im Sinn gehabt, in Luzern die Ausbildung zum Religionspädagogen anzufangen, was ihm so vorerst verwehrt blieb. Da er aber in den ersten paar Tagen Unfall machte, war sein «Dienst» beendet und er bekam unverhofft die Möglichkeit, beim Katechetischen Institut Luzern (KIL), wie es damals noch hiess, zu starten. Mit schönen und idealistischen Vorstellungen ging er ans Werk und musste aber auch die harte Realität in der Praxis kennenlernen. Er kam an seine Grenzen und begann an sich zu zweifeln. An einem neuen Praktikumsort konnte er dann aber erfreulichere Erfahrungen sammeln. Und doch war es immer noch nicht das, was er suchte.

Sollte er eine Ausbildung in der alternativen Medizin machen? Würde das zu ihm passen? Er liess sich zum Energiemassage-Therapeuten ausbilden. In dieser Zeit der Ungewissheit – was und wohin – machte er im Lassalle-Haus im zugerischen Edlibach Exerzitien und lernte dort einen Jesuitenpater kennen und mit ihm immer mehr den Jesuitenorden. Martin fühlte sich angesprochen.

Auf dem Weg, Jesuit zu werden

Jesuiten – die Gesellschaft Jesu oder abgekürzt SJ – ist ein Männerorden in der katholischen Kirche. Die Jesuiten haben aber kein Ordensgewand und keine Klöster. Sie leben vorwiegend in Wohngemeinschaften. So entschloss sich Martin, um Aufnahme ins Noviziat zu bitten. Dieses befindet sich in Nürnberg und ist das einzige im deutschsprachigen Raum, wo Novizen, also Neue, sich einem harten Aufnahmeund Ausbildungsverfahren stellen können. Zwei Jahre lang dauerte die Einführung

und des Bekanntwerden mit diesem Leben. Das Noviziat ist vor allem spirituell- und persönlichkeitsbildend und soll zeigen, ob der junge Mann wirklich geeignet ist. Der Novize prüft den Orden und deren Lebensform, ob diese zu ihm passt und der Orden prüft den Novizen, ob dieser in den Orden passt. Er soll sich auch bewusst werden, worauf er verzichtet und es muss ein Abwägen stattfinden. Dies geschieht zum Beispiel in dreissigtägigen Exerzitien mit Schweigen, wo nur täglich ein halbstündiges Gespräch mit dem Begleiter stattfindet. Eine Übung ist auch, einen Monat lang pilgernd zu überleben, ohne etwas in der Tasche zu haben. Die Bildungsfähigkeit wird geprüft, indem die altgriechische Sprache erlernt und studiert werden muss. Man kann sagen, die Novizen durchlaufen eine harte Lebensschule und es verwundert nicht, dass dann selten alle die Gelübde ablegen.

Von aussen scheint es manchmal, als würde nur eine «Elite» bleiben, die ein auf Leistung und Effizienz ausgerichtetes Leben führt.

Ein steiniger und langer Weg

Das tönt wie in der heutigen Wirtschaft. Was ist der Unterschied? Wie der Neujesuit Martin erklärt, soll der Mensch tun, als ob alles von ihm abhängt, also Höchstes leisten und sich aber immer und jederzeit bewusst sein, dass er eigentlich nichts kann ohne die göttliche Gnade. Es scheint in dieser Lebensweise eine extreme Spannung zu geben zwischen selber handeln und sich hingeben, zwischen leisten und loslassen, zwischen Höchstleistung und Demut. In den Exerzitien sollen die Ordensmänner immer wieder «die Geister unterscheiden», das heisst, sich fragen, aus welchem Antrieb ihre Leistung kommt. Ist es nur aus Ehrgeiz, aus Überlegenheitsstreben oder aus Profilierungssucht?

Die Motivation bei der Gesellschaft Jesu soll bei allem sein, den Menschen und somit Gott zu dienen. «Omnia ad maiorem Dei gloriam» heisst die Losung oder wie man sie eher kennt: «Alles zur grösseren Ehre Gottes». Und vielleicht ist das der grösste Unterschied zwischen dem ver-



«Ds Hundeners» Martin zusammen mit einem Studienkolleg an der Hochschule für Philosophie in München. Während seines dreijährigen Studiums am Bergmanskolleg ist Martin nebenbei auch noch sozial tätig.

breiteten Leistungsdenken in unserer Gesellschaft, wo sich oft der Mensch zum Höchsten macht. Das Ordensleben soll zuerst ein auf Gott ausgerichtetes Leben sein, welches sich dann aus Liebe und Freude an Gott und den Menschen in Leistung und Effizienz ausdrücken kann.

Dass dieses hohe Ziel der Unterscheidung auch sehr gläubigen und frommen Menschen nicht immer gelingt, ist nachvollziehbar. Wie Martin sagt, ist es heute ein grosses Anliegen im Orden, dass Einfachheit, Mitmenschlichkeit und Spiritualität gelebt werden.

Und noch lange nicht fertig

Bis Martin, der jetzt immerhin schon 30 Jahre alt ist, seine Ausbildung zum Jesuitenpriester abgeschlossen hat, dauert es noch etliche Jahre. Jetzt lebt er in einer Jesuitengemeinschaft in München und besucht drei Jahre lang die Vorlesungen in Philosophie. Er muss sich in der Zeit des Studiums auch sozial betätigen. Martin

gibt beispielsweise türkischen Kindern Nachhilfeunterricht. Nach diesen Jahren folgen zwei bis drei Jahre Arbeit im sozialen Bereich, sozusagen die praktische Ausbildung. Anschliessend heisst es, ein dreijähriges Theologiestudium, entweder in Rom, Paris, London oder Madrid, in der jeweiligen Landessprache zu absolvieren. Zum Abschluss müssen nochmals grosse Exerzitien gemacht werden. Generalobere des Ordens entscheiden dann, ob die bisher abgelegten Gelübde erneuert oder mit dem vierten, dem Gehorsam gegenüber dem Papst, abgenommen werden. Ein Jesuitenpriester, der alle diese Stationen durchlaufen hat, kann nachher in der Hochschulseelsorge tätig sein, in einem Bildungshaus, in den Missionen oder im Flüchtlingsdienst wirken.

Wozu Martin einmal berufen wird, steht jetzt noch in den Sternen. Jedenfalls hat er einen aussergewöhnlichen Lebensweg eingeschlagen, wozu wir ihm vom Zirk das Beste wünschen!

Für ältere Semester sind Jesuiten noch ein Begriff. Im Vergleich zu den sogenannten Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner galten die Jesuiten immer als die Intellektuellen und dadurch vielleicht als weniger volksnah. Die meisten jungen Leute müssten wahrscheinlich googeln, um überhaupt eine Vorstellung zu haben, was Jesuiten sind. Unter www.jesuiten.ch fand ich folgende Infos: Der Ordensgründer Ignatius von Loyola wurde 1491 in Loyola im Baskenland, Spanien geboren. Er war der Sohn einer adeligen Familie und betätigte sich in der administrativen Ver-

waltung aber auch mit dem «Kriegshandwerk». 1521 hatte er eine lange Genesungszeit von einer Kriegsverletzung. Als er nichts anderes mehr zu lesen hatte, vertiefte er sich in Heiligenlegenden und Erzählungen zum Leben Jesu. Das entzündete in ihm einen Funken, der ihn nach Jerusalem zu pilgern, dazu antrieb, Studien in Latein und Philosophie zu machen und 1537 zum Priester werden liess. Ignatius hatte sich schon als Laie mit Gleichgesinnten zusammengetan und 1540 wurde die Gesellschaft Jesu, der Jesuitenorden, vom Papst anerkannt. Die Gesellschaft

Jesu war sehr bedeutend in der Schulbildung (Gründung von Kollegien), als Missionsorden und in der Ausbildung von Priestern. 1622 wurde Ignatius von Loyola heilig gesprochen.

Was noch erwähnenswert ist: Die Gesellschaft Jesu wurde 1773 aufgehoben. 1814 wurde sie wieder eingesetzt. In der Schweiz waren die Jesuiten lange Zeit verboten und erst 1973 wurde die Aufhebung des Jesuiten- und Klosterartikels in einer Volksabstimmung angenommen.

Die Seite der Illgauer

«Tubaksäck» - ein Produkt aus Illgau

■ Ein langes Berufsleben Leder verarbeitet

Rudolf Bürgler, 1931, «Gässli Ruedi», ist Schuhmachermeister und hat Zeit seines Lebens in Illgau gewohnt. In seiner Schusterwerkstatt werden aber auch Tabaksäcke hergestellt. Sein Vater, der ebenfalls Schuhmachermeister gewesen war, fing 1943 an Lederbeutel zu produzieren, um sein bescheidenes Einkommen aus der Schuhmacherei aufzubessern. So entstand sein sogenannt zweites Standbein, das ihm die Erhaltung seiner grossen Familie ermöglichte. Ruedi übernahm im Jahr 1962 die Schuhmacherei und mit ihr die Fabrikation der Lederheutel. Konrad Bürgler

In einem Jodellied wird der «Tubaksack» so besungen: «Der Tubaksack, der Tubaksack, der Tubak ist mein Leben, der Tubaksack, der Tubaksack, der Tubak ist mein Freund». Doch vorbei sind die Zeiten, wo man noch häufig knorrige Mannen mit einer krummen Pfeife im Mund sehen konnte. Aus dem Hosensack baumelte dann nicht selten ein kupferner «Pfiifägusler», wohl wissend, dass dieser an einem Tabakbeutel angebracht war, der seinerseits wiederum, oft mit selbst geschnittenem Rollentabak gefüllt war. In diesen Lederbeuteln soll der Tabak die gewünschte Feuchtigkeit länger behalten haben und das wusste man schon vor vielen Jahren.

Von der «Süüblaatärä» zum ledernen «Tubaksack»

In ganz alter Zeit hat man getrocknete Schweineblasen oder «Süüblaatärä», wie man bei uns sagt, als «Tubaksäck» verwendet. Das Nachfolgeprodukt sind nun Lederbeutel, die bei «Dörigs Domintschä Wisels Ruedi», oder wie man heute sagt, bei «Gässli Ruedi» aus Ziegenleder und in Handarbeit gefertigt werden. Diese Lederbeutel gibt es inzwischen in 14 Modellen und werden für alles Mögliche verwendet. Der Einsatz der Lederbeutel als «Tubaksäck» wird immer seltener, eher noch als Geldsäckel für Münzen und für anderes. Früher kaufte die schweizerische Post grosse Lederbeutel mit eingenähtem Zwischenteil und verwendete diese eben als Geldbeutel. Viele Zustellbeamte trugen ein



Ruedi faltet sorgfältig das runde Leder. Es darf dabei nicht brechen.

solches Exemplar auf sich. Heutzutage werden solche Geldsäckel noch am ehesten von Marktfahrern verwendet. Ein Teil dient dann als Münzfach, der andere Teil als Notenfach. In Glanzzeiten wurden pro Jahr rund 16000 Stücke in diversen Grössen, Farben und Formen hergestellt. Heute benötigt der Markt noch rund zweieinhalb Tausend Stück pro Jahr. Bevorzugt werden naturfarbene Lederbeutel.

Fertigung in mehreren Arbeitsgängen

Dieses lederne Produkt wird in sechs Arbeitsgängen gefertigt. Aus den ganzen, ledernen Ziegenhäuten werden zuerst Formen ausgestanzt. Runde, halbrunde oder eckige Teile. Es folgen das Lochen, Falten, Ohren-Stanzen, Ohren-Annähen und das Einhziehen der Lederschnüre durch die Löcher. Dann hat man das fertige Produkt vor sich. Für die Fabrikation werden nur Eisen zum Ausstanzen der Formen, Locheisen und eine robuste Nähmaschine verwendet.

Diese Lederbeutel kosten derzeit je nach Farbe, Form und Grösse zwischen 10 und 25 Franken. Beliefert werden Kunden in der ganzen Schweiz. Wie uns Ruedi sagte, sei die Konkurrenz in diesem Metier nicht sehr gross. Und wenn man die heutzutage doch relativ bescheidene Anzahl produzierter Lederbeutel in Betracht zieht, glaubt man ihm das gerne.

Familientradition wird weitergeführt

Damit die Familientradition weiterhin erhalten bleibt, hat Ruedi dieses Handwerk 1997 seiner Tochter Maria übertragen. Ruedi's langjährige Erfahrung und Mithilfe ist aber nach wie vor gefragt. Fast täglich ist er noch in der Werkstatt anzutreffen und fabriziert, zusammen mit einer Hilfskraft, die, wie man halt immer noch sagt, «Tubaksäck». Heutzutage werden auch die modernsten Verkaufskanäle genutzt und so erstaunt es nicht, dass man auch via Internet unter der Adresse www.lederbeutel.ch Informationen über die Vielfalt der Modelle einholen kann.



Der Grossteil der Lederbeutelarten. Die Originaltabaksäcke waren die zwei Modelle in der vorderen Reihe neben dem rotschwarzen Modell.

Aufgeschnappt

Roland Heinzer – 11 Jahre Handballpräsident

■ Das jahrelange Engagement eines «Nicht-Handballers» verdient eine Würdigung

Genau elf Jahre war Roland Heinzer (ds Karis) Präsident des Handball KTV Muotathal. Er übernahm damals das Amt nach einiger Überzeugungsarbeit von seinem Vorgänger Daniel Heinzer (ds Celäschtiis).

Martin Betschart

Roland Heinzer war damals zwar «nur» ins Amt des Präsidenten gewählt worden, hat aber während seiner Amtszeit noch viele andere Dinge erledigt: Teilnahme an diversen Sitzungen mit den Handballern, dem Stammverein, Innerschweizer Handballverband, Nationalliga-Sitzungen und weitere mehr. Er war aber auch immer in diversen OK's tätig wie beim Handballfest, Hinterthaler Chilbi, Sponsorenlauf, SOW, Moosfahrt und beim alljährlichen Handball Lager. Neben diesen wichtigen Funktionen in den verschiedenen Führungsgremien hat er auch noch weitere Tätigkeiten und Projekte ausgeführt: Zeitnehmer, Hallendienst und die Neugestaltung des Handballvorstands.

Auf Roland Heinzer konnte man sich immer verlassen. Wenn er etwas angepackt hat, wurde es auch erledigt. In den 11 Jahren Tätigkeit im Vorstand haben wir ihn immer als sehr hilfsbereite und tatkräftige Persönlichkeit erlebt. Er hatte auch stets ein offenes Ohr für Probleme aller möglichen Mitglieder unseres Vereins. Sei es im sportlichen Bereich oder auch mal im privaten. Er half wo immer möglich oder hatte meistens eine Idee wie man weiter vorgehen könnte.

Roland Heinzer führte unseren Verein immer gut organisiert, speditiv und übersichtlich. Hohe Motivation und ein aktives Führen des Vereins haben ihn immer ausgezeichnet. Nicht nur Helfer, Organisator und «Chrampfer» war Roland Heinzer während der vergangenen 11 Jahre. Nein, er war auch ein sehr guter Sponsor. Und wie es im Leben so ist, hat eine Persönlichkeit wie Roland Heinzer immer auch eine starke Frau an seiner Seite. Hermina hat nicht nur ihren Roli immer unterstützt, nein sie half auch aktiv im Verein mit. Zusammen haben die beiden unseren Verein in der letzten Dekade aktiv geprägt.

Roland, was sind deine schönsten Erlebnisse, die du als Präsident mit den Muotathaler Handballern erlebt hast?

Viele sportlich positive Momente, wie tolle

Spielzüge, aussergewöhnliche Tore und zum Abschluss Siege aller Muotathaler Handball-Mannschaften, angefangen von den jüngsten Junioren bis zu den Aktivspielern. Der Zusammenhalt im Verein, in den verschiedenen OK's und speziell im Vorstand hat mir immer wieder positive Eindrücke hinterlassen. Ausserordentlich stolz machte es mich immer, wenn sich eine Spielerin oder ein Spieler für die Nationalmannschaft qualifizieren konnte.



11 Jahre hat sich Roland Heinzer für den Handballklub KTV Muotathal eingesetzt. Jetzt will er sich wieder vermehrt der Familie und seinem Geschäft widmen.

Was hat es für dich bedeutet, Präsident bei den Handballern zu sein?

Als ich vor gut 11 Jahren das Amt übernommen habe, waren meine beiden Jungs Remo und Marco als Junioren beim Verein aktiv – für die vom Verein geleistete Arbeit wollte ich etwas zurück geben. Auch hat mich der Handballsport immer interessiert und fasziniert, obwohl ich selber ja nie aktiver Handballer war. Im Verein etwas zu bewegen, mitzuhelfen und mitzugestalten war als Nicht-Handballer «insbesondere während der NLB-Zeit» eine Herausforderung, die ich gerne angenommen habe.

Der Leitsatz «Herz und Seele, statt Stars und Kohle» ist nicht nur für die Spieler, sondern auch für den Vorstand von Bedeutung. Er hat auch was zu tun mit verantwortungsvollem Umgang der Ressourcen. Mein Motto war stets, dass nicht mehr ausgegeben als eingenommen wird. Persönlich hat es mir nebst Learning by Doing sehr viel gebracht, da nebst neuen Kollegschaften auch echte und nachhaltige Freundschaften entstanden sind.

Wo siehst du Probleme in der Zukunft von Dorfvereinen im Allgemeinen?

Es gibt immer mehr Vereine und mehr Freizeitangebote. Zudem werden die Jahrgänge immer kleiner. Dieses Missverhältnis wirkt sich natürlich auf den Nachwuchs aus. Der Nachwuchs fehlt überall! Das sieht zwar im Stadtverein auch nicht viel anders aus, aber da gibt's dann eventuell nur noch eine Mannschaft an Stelle von zwei Teams. Ein typisches Beispiel: Die Stadtvereine kommen in der Regel mit der kompletten Anzahl von 14 Spielern zum Match, während wir Taler Handballer froh sind, wenn wir zwei bis Auswechselspieler dabei haben. Und trotzdem sind wir auch im interregionalen Bereich eine Kapazität. Unserer Trainercrew und Nachwuchsarbeit sei dank.

Wo siehst du die Muotathaler Handballer in der näheren Zukunft? Wo in 10 Jahren?

Wir werden wahrscheinlich vermehrt mit anderen Vereinen zusammenarbeiten müssen, zum Beispiel mit Spielgemeinschaften oder Doppellizenzen. Dies machen übrigens bereits auch die meisten Grossclubs der NLA seit einigen Jahren so. Wir werden um unsere interregionalen Positionen kämpfen müssen, die wir in all den Jahren erfolgreich aufgebaut haben. Zum Glück ist Handball eine Kampfsportart!

Das waren noch Zeiten

Auf Brautschau in Muotathal

■ Erzählungen «vo früäner»

Der bald 89jährige Toni von Rickenbach-Föhn, «ds Försters Toni», erzählt wie er als «Ussärä» eine Muotathalerin zur Frau bekam.

Walter Gwerder

Beim Onkel in den Ferien in der Kleinwidmen

Meine Grosseltern waren «ds Rickenbachers» in der Kleinwidmen. Mein Vater, Josef v. Rickenbacher, lebte als Förster im Sattel. Daher meine Beziehung ins Tal. Während meiner Schulferien weilte ich oft im Tal bei meinem Onkel in der Kleinwidmen. So lernte ich schon als Schulbub gleichaltrige Muotathaler «Goofen» kennen. So war dann «ds Hundäners Toni», welcher in der Hochweid ob Illgau lebte und jetzt im Altersheim ist, mein bester Freund. Meine häufigsten Spielkameraden waren «ds Gätzlers und ds Alpäröslers Buäbä». An den Sonntagen wurde oft im Herrenmattli «tschuutet». Wie war ich stolz, wenn ich den Ball holen durfte, wenn er nebenaus flog. Der Anführer dieser Clique war «ds Mauris» Alois vom Restaurant Schäfli, der später Lehrer wurde und leider jung verstarb.

Meine erster Schatz

Ich wurde älter und nannte schon einen «Töff» mein Eigen. Zu dieser Zeit servierte eine Tochter von «Bethälis» Franz in der Schornen in Sattel. Da ich einen «Töff» besass, fragte sie mich eines Tages, ob ich sie nach Ibach fahren würde. Ihre Eltern hatten dort die Grabachern in Pacht. Ich sagte zu und daraus entwickelte sich meine erste Bekanntschaft. Sie wurde mein erster Schatz. Bevor diese Bekanntschaft aufgelöst worden ist, hatte ich noch eine kleine Auseinandersetzung mit einem Muotathaler.

Mit einem Kollegen vom Sattel gingen wir in Sattel in die Maiandacht. Wir hatten aber vorher abgemacht, dass wir dann nicht wie üblich noch auf den Friedhof gehen wollten, sondern in der Nachbarschaft «gu schwarznä». Es regnete in Strömen, als wir auf das auserwählte Haus zu gingen. Als wir die Stiege hinauf wollten, bemerkten wir, dass schon jemand an der Tür war. Sobald uns der Unbekannte bemerkte, verdeckte er sein Gesicht mit dem «Tschoopä». Zu meinem Kollegen sagte ich, «zum daanigä uufä gaani», und stieg die Treppe hoch. Als dies der Unbekannte an der Tür bemerkte, nahm er reissaus und



Toni von Richenbach, ds Försters Toni vom Sattel.

sprang an mir vorbei die Stiege hinunter, stolperte aber dabei und flog im hohen Bogen in eine «Guntä», die sich vor dem Haus gebildet hatte. Der Unbekannte wurde pflotschtropfnass. Ob diesem Missgeschick fing der Unbekannte «woolwätterli» zu fluchen an. In diesem Moment erkannte ich ihn. Es war einer von Muotathal, der offenbar im Sattel sein Glück versuchte.

«z'Dorf im Tal»

Inzwischen hatte ich mich mit der Schwester meines ersten Schatzes angefreundet, mit «ds Bethälis» Johanna. Ich ging also wie man damals im Tal zu sagen pflegte «z'Dorf is Bethälis». Ich war aber nicht der einzige. Als «Ussärä» hatte man im Tal sowieso einen schweren Stand und so lehrte ich denn auch die etwas rauhen Sitten des Muotathaler Nachtlebens kennen. Das ging so: Wie gewohnt fuhr ich am Sonntagabend mit dem Töff ins Tal. Ich stellte diesen in der Wyden in den Schopf, der fast ebenerdig zur Strasse war. Um zirka halb zwei Uhr wollte ich mich auf den Heimweg begeben. Als ich den Töff vom Schopf auf die Strasse schob, kamen vom Restaurant Schwert um die zwanzig Muotathaler auf mich zu. Allen voran der Muotathaler, mit dem ich im Sattel Bekanntschaft gemacht hatte. Angriffslustig sagte er: «Hüt bisch nüd as aarigä, as dimaal im Sattel obä!» Ich gab ihm zur Antwort, dass ich nie gesagt hätte, ich sei «aariger» als sie. Darauf zerrten sie mich die drei vordersten mitsamt dem Töff rückwärts auf den Schopf hinein versuchten mich die Kellertreppe hinunter zu stossen. Ich sass dabei immer noch auf dem Töff. Einen Moment gelang es mir diesen Versuch zu stoppen. Plötzlich kam mir die andere «Dorfät» welche sich noch in der Küche befunden hatte, zu Hilfe. Er öffnete die Haustür und ich schoss mit dem Töff schnell in den Hausgang hinein und noch schneller wurde die Türe wieder zugemacht. Die draussen versuchten vergeblich die Tür zu öffnen, sie brachten sie nicht auf. Das Haus in der Wyden war mit zwei Türriegeln versehen und hatte damit eine der besten Schliessvorrichtungen. Erbost darüber dass ihr Vorhaben misslungen war, fingen die Nachtbuben nun an den Hag zur Obermatt hin zu «schliissä». In ihrer «Teubi» rissen sie einen Hagstud aus und schossen ihn an einer Stelle, die nur mit Brettern notdürftig abgedeckt war in die Küche hinein. Der Stud flog bis zum Kochherd an der gegenüberliegenden Wand! Um halb drei Uhr morgens verliess ich dann das Haus und konnte ungehindert nach Hause fahren.

Rendezvous mit dem Polizisten

So ging ein Jahr ins Land. Eines Tages bekam ich einen Telefonanruf und Johanna fragte mich, ob ich heute Abend ins Tal



Das Haus in der Wyden, «ds Bethälis Franzä».

komme. Ich fuhr aber nicht allein, sondern wir fuhren zu dritt ins Tal. Wir hatten die Absicht, vorher im Pragelpass zu jassen, was wir auch taten. Etwas vor Mitternacht verliessen wir den Pragelpass, um in der Sonne noch einen halber Liter Wein zu genehmigen. Zur Polizeistunde waren wir am Aufbrechen und schon im Gang draussen, als plötzlich ein Polizist zur Tür herein kam. Meinen Kollegen, der noch unter der Tür stand, fragte er, wie er heisse. Dieser antwortete ihm, er werde es wohl wissen, da wir uns ja vom Schwingen kennen. Der Polizist wurde wütend und fuhr meinem Kollegen an den Kragen. Es entspann sich eine wüste Rauferei zwischen den beiden. Die ganze Angelegenheit endete schliesslich draussen auf der Wirtshausstiege, wo «ds Kartschä Xaveri» mit der Handorgel aufspielte. Dieser Abend hatte auch die entscheidende Wendung in unserer Beziehung gebracht. Im Herbst darauf heirateten «ds Bethälis» Johanna und ich in der Pfarrkirche Muotathal. Das Hochzeitsmahl nahmen wir im Gasthaus Ochsen ein. Dabei ass ich zum ersten Mal in meinem Leben Schnitzel und Pommes frites. Mein Schwiergervater, «ds Bethälis» Franz, stiftete fünf Liter «Niidlä» und mein Schwager, «ds Kandiiters» Hans, brachte dazu die Hochzeitstorte. « I hätt niä dänkt, dass i ds Bethälis Johanna übärchäm». Im Jahre 2002 durften wir die goldene Hochzeit fei-

Neue Regie

■ Theater Muotathal

Fünf Jahre hatte Patrick Suter beim Theater Muotathal erfolgreich Regie geführt. Diese Aufgabe hat er nun abgegeben. Es musste also ein neuer Regisseur oder Regisseurin gefunden werden. Der Vorstand der Theatervereinigung wurde in den eigenen Reihen fündig. Ab 2013 führen die bewährten Theaterspieler Nathalie Zwyssig-Hediger und Daniel Heinzer gemeinsam Regie. Der Muotathaler Zirk gratuliert den frisch gebackenen Regisseuren und wünscht ihnen viel Erfolg.



Die neue Regie besteht aus Nathalie Zwyssig und Daniel Heinzer. Wir freuen uns auf die Saison 2013.



In eigener Sache

Danke

Unseren geschätzten Leserinnen und Lesern des Muotathaler Zirk ein herzliches Dankeschön, dass sie dem «Zirk» auch im vergangenen Jahr die Treue gehalten haben. Das Redaktionsteam strengt sich auch im neuen Jahr an, vier interessante, unterhaltsame Ausgaben herauszubringen. Wir würden uns daher freuen, wenn sie auch im neuen Jahr den Muotathaler Zirk als Stimme aus und im Tal treu bleiben und unsere Anliegen in ideeller und finanzieller Hinsicht unterstützen.

Allen Abonnentinnen und Abonnenten, welche im zu Ende gehenden Jahr beim Einzahlen ihres Abonnements den Betrag aufrundeten oder sogar eine freiwillige Spende zugunsten unseres Publikationsorgans Muotathaler Zirk leisteten, sei ein spezieller Dank ausgesprochen.

Unseren Leserinnen und Lesern wünschen wir «Äs glückhaftigs und guäts nüüs Jahr».

Das Redaktionsteam

Änderung im Versand

Da es nun auch amtlich beglaubigt ist, dass der Muotathaler Zirk über 1000 Abonnenten zählt, kommt uns der Versand des «Zirk» etwas günstiger zu stehen. Die Leserinnen und Leser erhalten aber künftig den «Zirk» nicht mehr im Kuvert verpackt, sondern offen und die Adresse ist aufgedruckt. So wie sie es z.B. vom Pfarrblatt her kennen. Alles hat eben seine Vor- und Nachteile.

zukunft-muotathal.ch

Das ist unsere vom Webmaster Marcel Fässler neu gestaltete Homepage. Wir weisen wieder einmal darauf hin, dass der Verein «Zukunft Muotathal» über eine eigene Homepage verfügt. Damit sind wir sozusagen weltweit präsent. Sämtliche Ausgaben des «Zirk» kann man auf dieser Homepage nachlesen. Mit einem Passwort, das unser Webmaster Marcel Fässler bekannt gibt, kann der «Zirk» noch druckfrisch auf dieser Homepage gelesen werden. Schauen sie doch nach und nutzen sie diese Dienstleistung. Uns freut es, wenn dieses Medium viel genutzt wird.

Vorstand Verein Zukunft Muotathal

Kultur im Tal

«All's driuusä, wo Bei hed!»

■ Tanzen und Tanzbräuche im Wandel der Zeit

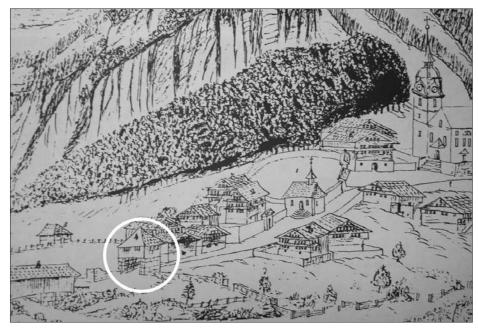
Tanzen ist seit Urzeiten ein menschliches Bedürfnis. Im Muotatal wird um 1608 von einer öffentlichen Tanzdiele gesprochen und immer wieder ist das Thema auch Gegenstand von Ratsprotokollen. Im Laufe der Zeit hat sich im Tanzbrauchtum vieles verändert und es scheint, dass auch das Bedürfnis zu tanzen nicht mehr gleich ist.

Peter Betschart

Tanzen - Vergnügen oder Verfehlung?

Im November 1791 wurde ein gewisser Anton Gwerder von Muotathal vor den Rat in Schwyz zitiert, weil er zu verbotener Zeit getanzt und auch andere dazu aufgemuntert hatte und im Januar 1797 wurde das Tanzen, vor allem das Walzern, nach dem Betglockenläuten bei zwei Dublonen Busse verboten (nach Dettling).

Diese beiden Beispiele zeigen etwas auf, was den älteren Zirkleserinnen und -lesern noch in bester Erinnerung sein dürfte: Das Tanzen war auf einige wenige Tanztage beschränkt, bewilligungs-pflichtig und... sehr begehrt. Wer sich nicht daran hielt, machte sich vor dem Gesetz strafbar. Nicht selten fanden deshalb sogenannte «Schloffätänz» im privaten Bereich statt, meist in einem



Der Dorfteil Wil mit der Tanzdiele beim Schützenhaus. Die alte Strasse verläuft noch vor dem Kerchel und hinter dem Pfarrhelferhaus zum Hirzen hinauf. Zeichnung um 1790 von Pfarrer Thomas Fassbind.

A. Gwerder, LG Bd 2.

entfernt liegenden Bauernhaus und natürlich illegal. Der ausschweifende Lebenswandel an Tanzanlässen, verbunden mit kräftigem Alkoholkonsum, war nicht nur der Behörde, sondern auch der Geistlichkeit ein Dorn im Auge. Noch in den 50er Jahren wurden solche «armen» Sünder von

der Kanzel herab mit Worten gegeisselt und mussten «uusächnüüä». Die strenge Aufsicht durch die Kirche fiel unter das Kapitel der Sittlichkeit, welche damals vor allem das 6. Gebot im Auge hatte.

Offizielle und öffentliche Tanztage

Der erste offizielle Tanztag war der «Greifflät» am ersten Montag nach Dreikönigen. Dann Güdelmontag und Güdeldienstag vor der Fastenzeit und schliesslich im Herbst die Chilbi oder der 1. Vieh- und Warenmarkt. Alles in allem fünf bis sechs Tanzanlässe also, vielleicht noch eine Sennenchilbi oder eine Hochzeit dazu.

Tanzschenker in Aktion

Tanzveranstaltungen in den Wirtshäusern hatten eine ganz bestimmte Ordnung einzuhalten. Vor dem allgemeinen Saaleintritt, wie wir ihn heute kennen, war für einige Jahre der Tanzbändel verbreitet. Bis gegen Ende der 40er Jahre aber war das Tanzschenkerwesen mit dem «Räschtlitanz» üblich. Dieser Brauch verdient es, etwas näher vorgestellt zu werden. Der Tanzschenker stellte die Musikanten an und entlöhnte sie auch. Diese war üblicherweise von nachmittags um drei Uhr bis morgens um fünf Uhr angestellt. Die Gage betrug zwischen 15 und 20 Franken. Der Tanzschenker heuerte auch die Tanzschenkermädchen an und zog das Räschtligeld



Sonntägliches Tanzvergnügen bei Annelies und Paul Föhn im Unter Roggenloch. Tanzen ist ausdrücklich erwünscht!

ein. Darüber hinaus hatte er für die Einhaltung der Tanzordnung zu schauen, die Sittsamkeit der Tanzpaare zu überwachen und zu junge Tänzer wegzuweisen.

Der Räschtlitanz

Die Aufgabe der Musikanten und Tanzschenkermädchen war es, möglichst viele Tänzer auf's Parkett zu lotsen, denn bezahlt wurde pro «Rascht». Die Mädchen sassen der Wand entlang und konnten zum Tanzen abgeholt werden; sie durften keine Anfrage zurückweisen. Das Aussehen der Mädchen war auch damals schon mindestens so entscheidend wie ihre Tanzkünste und so hiess die Antwort nicht selten: «I ha nu drii versprochä». Gemeint waren natürlich nicht Tänze, sondern «drii Räscht», also Tanzfolgen. Sobald die Paare auf der Tanzdiele standen, ging der Tanzschenker

mit der Mütze herum und zog das Geld für den nächsten «Rascht» ein. Um 1940 herum waren dies meistens 50 Rappen. Ein «Räschtli» bestand in der Regel aus sechs bis neun Tänzen. Die Reihenfolge zwischen Ländler, Mazurka, Walzer, Schottisch, Polka und Marsch variierte je nach Ort und Musikanten. Wenn die Tänzer nicht müde werden wollten, spielten die Musikanten am Schluss noch ein oder zwei Stümpäli «drüberinä»; das sind rassige, zweiteilige Tänzli. Gute Tänzer beherrschten neben dem Tanzen auch das widertäktige «Bödälä» und das «Gäuerlä», bei dem nicht selten das Füllungstäfer der Decke leiden musste.

So ein Tanzabend konnte ganz schön ins Geld gehen und manch ein Tänzer hatte anderntags den Kater nicht nur im Kopf, sondern auch im Geldsäckel.

«Das wär mr dä nu!»

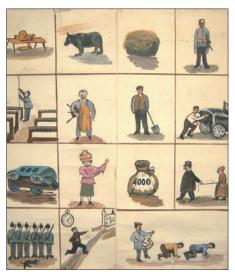
Vergleicht man heutige Tanzanlässe mit der ausgelassenen Stimmung von früher, so kommt schon Wehmut auf. Im Film «Das gefrorenen Herz» fragt eine Frau ihren Mann: «Wemmr tanzä?», worauf dieser den Stumpen aus dem Mund nimmt und sagt: «Das wäär mr dä nu!» Nicht selten tanzen heute Frauen mit Frauen, weil die Tänzer fehlen. Noch in den 70er Jahren trafen sich Jungwacht und Blauring an Sonntagnachmittagen im alten Schulhaus, um Kontakte zu knüpfen, aber auch um erste Tanzschritte zu lernen. Und im «Gschtungg» auf der Tanzfläche im Sonnensaal konnte sich dann jeder beweisen, ohne sich vor den Blicken verstecken zu müssen. Heute geht man nicht mehr «z'Tanz», sondern «i Uusgang». Da gibt es auch heute noch ab und zu «Tänz», aber ohne Musik.

Ältester Schnitzelbank

■ Muotathaler Fasnachtsbrauchtum, lange bevor die Fasnachtsgesellschaft gegründet wurde

1947 wurde die Fasnachtsgesellschaft Muotathal gegründet, die
sich seit dieser Zeit der Organisation
der Muotathaler Fasnacht annimmt. So wird beispielsweise am
Schmutzigen Donnerstag die Rott,
am Güdelmontag der Schnitzelbank, die Maskenprämierung und
am Güdeldienstag die Kinderrott
organisiert. Walter Imhof

Dass aber schon lange vor der Gründung der Fasnachtsgesellschaft die Fasnacht in der Bevölkerung eine gewisse Bedeutung erlangte, zeigt ein Schnitzelbank aus dem



Genau wie heute, veranschaulichten schon 1928 einfache Bilder die Episoden. «Ä hin und ä häär und ä Liächtlöschäär, ... heidlschöönärä Schnitzulbank.»



Schnitzelbanksänger um 1923 vor der Post Hinterthal. 1 Josef Gwerder (Pfandweibels), 2 Peter Gwerder (Wichlers), 3 Xaver Hediger (Försters), 4 Josef Gwerder (Bäschelers), 5 Xaver Hediger (Presidänte), 6 Josef Gwerder (Wichlers), 7 Franz Hediger (Beckä Schuänis), 8 Josef Gwerder (Posts), 9 ..., 10 ..., 11 Adolf Schelbert (Rösslis).

Archivfoto: Patrik Suter

Jahre 1928. Dieser, im Vergleich mit späteren Schnitzelbänken malerisch sehr einfach gestaltete Schnitzelbank, ist gut erhalten. Leider fehlen die dazugehörenden Sprüche. Die Bilder regen trotzdem zum Nachdenken an und mit etwas Phantasie kann das eine oder andere Bild interpretiert werden.

Der Schnitzelbank trägt auf der Rückseite die Inschrift «Muotataler Schnitzelbank

1928, Josef Gwerder, Posthalter». Es handelt sich hier um «ds Pfandweibels Seebi» (1883–1951), den Vater unseres Lokalhistorikers Kaplan Alois Gwerder. Dieser Josef Gwerder war eine musikalische, in den Vereinen und in der Öffentlichkeit sehr engagierte Persönlichkeit. Ob er die Bilder gemalt, den Schnitzelbank auch gesungen oder ihn lediglich aufbewahrt hat, lässt sich leider nicht mehr beantworten.

Visionen aus dem Tal

Geothermie-Kraftwerk Muotathal

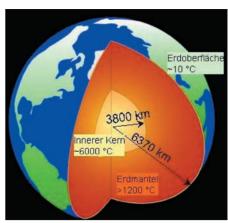
■ Wie die Erdwärme genutzt werden könnte

Gewaltige Energiemengen schlummern im Erdinneren. Beispiele gefällig: Haben Sie gewusst, dass 99% des Erdvolumens heisser als 1000 Grad ist oder dass der innere Erdkern 6000 Grad heiss ist? Was liegt also näher, als diese riesigen, natürlich vorkommenden Ressourcen für unseren Energie-Hunger zu nutzen.

Es war einmal in einem Land, dem Stammesgebiet der Ureidgenossen. Dort lebte schon anno Domini ein rechtschaffenes, urbanes Volk. Viele Traditionen, auch manche Eigenheiten pflegend, waren die Einwohner - sofern es zu ihrem Wohle gereichte - auch Neuem gegenüber aufgeschlossen und durchaus fortschrittlich eingestellt. Im Stammesgebiet lebte es sich somit eigentlich ganz gut, bis dann irgendeinmal sich die äusseren Einflüsse auch bei den Ureidgenossen bemerkbar machten. Von aussen erklärte man ihnen, dass es in absehbarer Zeit keinen Atomstrom mehr geben und zudem die Gas- und Kohlekraftwerke wegen ihres CO2-Ausstosses auch nicht mehr toleriert wurden.

Wie aus dem Dilemma?

So plante man höhere Staumauern im Alpenraum, die mit dem grösseren Stauvolumen die Nutzleistung von Wasserkraftwerken erhöhen würden und somit zu einer effizienteren Stromproduktion beitragen können. Aber die Ernüchterung, diese werden aufgrund von grün angehauchten Protesten verhindert. Ein paar im Flutungsbereich stehende Legföhren wären



Diese Darstellung der Erdkugel zeigt eindrücklich, welches Potential die Erdwärme hat.



Ein möglicher Standort für den Tiefen-Bohrturm und das Geothermiekraftwerk Muotathal befindet sich im Gebiet Balm/Blackenboden.

gefährdet gewesen. Ebenso, so jedenfalls tönte es aus dem hiesigen und den angrenzenden Stammlanden, wollte man keine Windräder, die eine intakte Landschaft verschandeln und vielerorts wurden auch Solardächer, die ein Ortsbild trüben können, bekämpft. Im Stammesgebiet der Ureidgenossen fragte man sich langsam, was denn das alles soll und wo das hinführt? Die Eingeborenen im genannten Stammland duldeten in ihrem Gebiet keinen König, der als ihr Anführer auftreten und hätte reagieren können. Also wählten sie auf urdemokratische Art und Weise aus ihren eigenen Reihen den Rat der Weisen.

Lösungsorientierte Planung

Kaum gewählt, wurde dieser Rat beauftragt, nach ganz neuen und alternativen Formen dre Energie- und Stromgewinnung zu suchen. Als erstes erstellte man ein Grundlagenpapier mit einer Potential-Abschätzung für die Nutzung von Tiefengeothermie. Das vom Geologen Dr. Roland Wyss erstellte Grundlagenpapier wurde am 23. Dezember 2011 - wohlverstanden - im Stammesgebiet vorgestellt. Fazit: Grundsätzlich ist das Potential für nutzbare Tiefengeothermie zur Stromund Wärmeproduktion im Stammland der Ureidgenossen vorhanden. Diese Erkenntnis deckte sich auch mit den radiästhetischen Vermutungen einheimischer Spezialisten, die diese seit längerem proklamierten. Mögliche Standorte geothermischer Kraftwerke wären demnach im Gebiet Stalden/Blackäbode/Balm und im Schwemmland der Muota, also im Gebiet nordöstlich von Brunnen, durchaus vorhanden.

Bund will unterstützen

Zur Nutzung von Geothermie – oder des im Wortschatz der Urbevölkerung gebräuchlichere Ausdrucks für «Erdwärme» – sind Tiefenbohrungen von einigen tausend Metern von Nöten. In St. Gallen, einem befreundeten und schon etwas weiter fortgeschrittenen Stammland, kann bereits im Jahre 2013 mit einer solchen Tiefenbohrung begonnen werden. Das ganze ist auch daher interessant, weil der Bund der Eidgenossen in Aussicht stellte, sich an einer Risikodeckung von 50 % an den Bohrkosten für Geothermieprojekte, die eine Stromproduktion zum Ziel haben, zu beteiligen.

Einheimische Pionierleistung

Der Rat der Weisen ist nun angehalten, sich zusammen mit den aktuellen Stromlieferanten EBS, EWS und CKW und natürlich den Fernwärmeanbietern vor Ort, ein Explorationskonzept zu erarbeiten, das weitere geologische und seismische Abklärungen sowie Versuchsbohrungen beinhaltet. Zeigen diese Abklärungen und auch die wirtschaftlichen Aspekte in die positive Richtung, so könnte von den Ureidgenossen beim Schmied alsbald der lange «Näppär», sprich Bohrer, für ein Geothermie-Kraftwerk Muotathal bestellt werden